

Mensch - Nation - Menschheit

Eine europäische Anmerkung zur Bildung des Menschengeschlechts

“(…) so ist es gewiss, dass die Entwicklung der Sprache die nationalen Verschiedenheiten erst in das hellere Gebiet des Geistes überführt.” (Von Humboldt, 1963:561)

Vorbemerkungen

Ende des 15. Jahrhunderts übersetzt der Aragonese, Gonzalo Garcia de Santa Maria, das Buch “Leben der Heiligen Väter in der Wüste”. Er begründet die Wahl der Sprache, in die er diesen Text aus der christlichen Frühgeschichte überträgt, so:

“Da die königliche Macht heute kastilisch ist und es dem ausgezeichneten König und der vortrefflichen Königin, die uns regieren, gefallen hat, aus dem Königreich Kastilien die Basis und den Sitz ihrer Regierung zu machen, habe ich beschlossen, dieses Buch auf Kastilisch zu schreiben, denn die Sprache begleitet mehr als alles übrige die Macht.” (Vincent, 1992:73)

Da sich etliche europäische Staaten entschlossen haben, ihre Machtbefugnisse zunehmend der Kommission der Europäischen Gemeinschaft zu übereignen und da es der Europäischen Gemeinschaft und ihren ausgezeichneten und vortrefflichen Organen gefallen hat, Europa zur Basis und zum Sitz ihrer ökonomie-orientierten Regierung zu machen, werde ich, obwohl die Sprache mehr als alles übrige die Macht begleiten mag, diesen Vortrag dennoch nicht auf Europäisch sprechen.

In meinem Herzen nicht weniger als in meinem Kopf wünsche ich innig, damit eine gute Wahl getroffen zu haben. Nämlich: Im europäischen Geiste zu sprechen und einen Irrweg zu vermeiden, von dem John Gray in seiner Kritik am globalen Kapitalismus spricht, den Irrweg, “die Vielzahl der Kulturen durch eine einzige, universale Zivilisation ersetzen zu suchen.” (Gray, 1999:292)

Angenommen: Ein britischer Pferdekenner, der sich auf dem deutschsprachigen Markt umschaute, hat die einschlägigen deutschen Wörter im Kopf. Nicht wenig erstaunt und überrascht wird er sein, wenn sein Geschäftsfreund in Wien beim Kellner einen “großen Braunen” bestellt. In einem Cafe? Dem geborenen Österreicher fällt an einer solchen Bestellung nichts auf. Ihm ist geläufig, daß er unter den Möglichkeiten, in Wien einen Kaffee zu ordern, auch die des “großen Braunen” hat. Dieser harmlose, ja banale Sachverhalt mag uns auf zwei ganz und gar

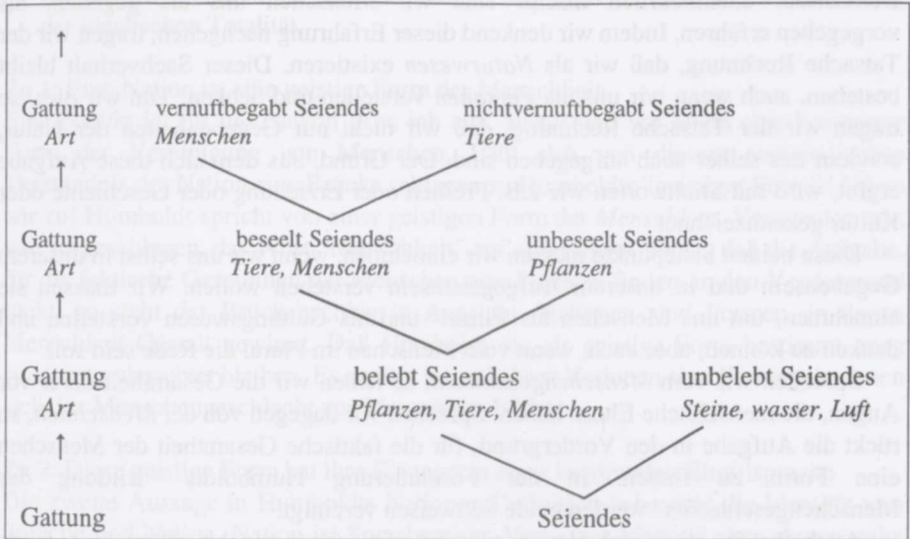
nicht harmlose Fragen führen, die abstrakt-luftig formuliert, lauten: Wieviel Konsens ist nötig, damit Menschen friedvoll zusammenleben können? Und: Wie kommen sie zu ihrem Konsens? Die Gedanken während der nächsten 50 Minuten werden, wovon im einzelnen auch die Rede sein wird, immer um diese beiden Fragen kreisen.

Angenommen: Nach einem Staatsempfang, auf dem viel von Konsens die Rede gewesen ist, beharrt jemand auf einer gründlichen Antwort, was das denn eigentlich sei, der Konsens. Vielleicht ist unter den Gästen einer, der die frustrierenden Antwortversuche zu kommentieren weiß. Er könnte Augustin zitieren: "Was also ist 'Zeit'? Wenn mich niemand danach fragt, weiß ich es; will ich einem Fragenden es erklären, weiß ich es nicht."¹ So ähnlich ergeht es uns auch mit dem Konsens. Ich riskiere eine Definition und führe die Analogie aus: Wie groß unser gemeinsamer Vorrat an Weltwissen, Verhaltensregeln, Wertungskriterien samt der emotionalen Erlebnisresonanz, die dieser Vorrat auslöst, wirklich ist, bemerken wir nicht. Wir bemerken in aller Regel nur dann etwas von dieser Konsenserei, wenn der Rückgriff auf einen solchen Vorrat nicht gelingt. Dann geht es darum, punktuell Abhilfe zu schaffen. Ich werde Sie nicht einladen, eine solche Sanitär-Perspektive einzunehmen. Anders stellt sich die Situation dar, wenn in Entgrenzungseuphorie Konsens eher als Meinungs- und Verhaltensdruck in den Blick kommt, dem Widerstand zu leisten sei; als Meinungs- und Verhaltensdruck in einer Generationslage, einer Zeitgenossenschaft, einer Zweck- oder Glaubensgemeinschaft, einer nationalen Kultur. Ich werde Sie auch nicht einladen, in einer befreiungsideologischen Loge Platz zu nehmen. Ich möchte Sie vielmehr einladen, mit mir zusammen den Versuch zu unternehmen, ohne Engagement und ohne Eifer auf den Konsens zu schauen, aus dem wir leben, von dem wir kaum etwas wissen, den wir selten beachten, über den wir nur gelegentlich sprechen, - auf den Konsens, der ein Leben in Frieden miteinander erfreulich und wünschenswert macht.

1. Achthaben auf die Wörter

Mit dem Wort *Mensch* sondern wir in der Regel aus der Vielfalt der Gattung, in der wir alle *Lebewesen* versammeln, eine Gruppe aus und identifizieren diese als eine eigene Art, die des *Menschen*. Je nach dem Gesichtspunkt, der die Unterscheidung bestimmt, heben wir dabei das eine oder das andere Merkmal als das Spezifische der Art, der *species*, hervor bzw. schreiben wir ihr dieses Merkmal zu. Zum Beispiel: Der Mensch das vernunftbegabte Lebewesen, das sprechende Lebewesen, das „Seil zwischen Tier und Übermensch“ (Nietzsche), das selbstbestimmte Lebewesen, das sich selbst entwerfende Lebewesen. Die logischen und die metaphysischen Verhältnisse, die durch solche Unterscheidungen und Identifizierungen entstehen, sind in dem Baum-Diagramm am einfachsten darstellbar, das nach dem Neuplatoniker aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert Porphyrios von Tyros *arbor Porphyriana* genannt wird. Es findet sich in dessen Schrift, mit der er in die Organon-Lehre des Aristoteles, genauer in deren ersten Teil, die Kategorienlehre,

eingeführt.² Ausgehend von der Unterscheidung belebt und unbelebt Seiendes läßt sich der Baum so entwerfen:



Der Ausdruck *Mensch* in diesem porphyrianischen Baum kennzeichnet den Menschen als Gattungswesen. Der je einzelne Mensch dagegen, also derjenige, der einen Namen trägt, wird in diesem Diagramm zum Exemplar seiner Gattung bzw. seiner Art. Die Formulierung *Exemplar einer Gattung* legt fest, daß, was dem einzelnen Menschen als wesentlich zukomme, ihm als Gattungswesen zukomme. Als einem Exemplar mag ihm dieses oder jenes eigentümlich sein: daß er weiblich oder männlich, Kind oder Greis, farbig oder weiß, dieser oder jener Nation zugehörig, sich als Jude, Christ oder Moslem versteht; für die Zuweisung seines Platzes im *arbor Porphyriana* sind solcherart biologische und kulturelle Besonderheiten ohne Belang.

Aber das kann doch nicht sein! Alle solche Eigentümlichkeiten sollen dem einzelnen Menschen nur zufallen, also nur akzidentell, nicht substantiell sein! Vor allem aber: Nicht als Exemplare einer Gattung erfahren wir uns in der Welt, sondern als Personen, die einen Namen haben, als unverwechselbare Einzelne. Kaum überschaubar sind die Versuche, diese personale Selbstwahrnehmung nach-denkend verstehen und begreifen zu wollen. Ich zitiere beispielhaft aus der Schrift von Emmanuel Levinas "Humanismus des anderen Menschen": "Die Einzigkeit des Ich, das ist die Tatsache, daß niemand an meiner Stelle antworten und verantwortlich sein kann." (Levinas, 1989:43).

Müssen wir also den *arbor Porphyriana* anders konstruieren oder ganz von ihm lassen,³ wenn wir unserer eigenen Selbstwahrnehmung Rechnung tragen wollen? Bevor wir uns flugs ans Entsorgen machen, sollte für einen Augenblick die Wirkungsgeschichte der aristotelischen Organon-Lehre bedacht werden; denn es ist doch schwer vorstellbar, daß sie solange und so intensiv hat Aufmerksamkeit erfahren können, ohne etwas Wesentliches unserer Selbstwahrnehmung zu treffen

und zu verarbeiten. Jene Kritik, die einen biologistischen Grundzug im aristotelischen Denken ausmacht, führt auf die Spur dessen, was uns seinen Denkansatz unentbehrlich macht: Daß wir Menschen uns als gegeben, als vorgegeben erfahren. Indem wir denkend dieser Erfahrung nachgehen, tragen wir der Tatsache Rechnung, daß wir als *Naturwesen* existieren. Dieser Sachverhalt bleibt bestehen, auch wenn wir uns als *Personen* vorstellen und denken. Tun wir dies, so tragen wir der Tatsache Rechnung, daß wir nicht nur Gegebenheiten der Natur, sondern uns selber auch aufgegeben sind. Der Grund, aus dem sich diese Aufgabe ergibt, wird mit Stichworten wie z.B. Freiheit oder Erziehung oder Geschichte oder Kultur gekennzeichnet.

Diese beiden Sehepunkte müssen wir einnehmen, wenn wir uns selbst in unserem Gegebensein und in unserem Aufgegebensein verstehen wollen. Wir müssen sie einnehmen, um uns Menschen als Einzel- und als Gattungswesen vorstellen und denken zu können; aber auch, wenn vom Menschen im Plural die Rede sein soll.

Sprechen wir vom *Menschengeschlecht*, so haben wir die Gesamtheit derer vor Augen, die menschliche Eltern haben. Sprechen wir dagegen von der *Menschheit*, so rückt die Aufgabe in den Vordergrund, für die faktische Gesamtheit der Menschen eine Form zu finden. In der Formulierung Humboldts "Bildung des Menschengeschlechts" werden beide Sehweisen vereinigt.

Auch für den Ausdruck *Nation* gilt, daß wir, indem wir ihn gebrauchen, beide Aspekte zur Geltung bringen. *Nation* ist einerseits mit der Vorstellung vom Geborenwerden, also mit der von Abstammung, verbunden, andererseits aber wird sie "erst wahrhaft zu einer, wann der Gedanke es zu wollen in ihr reift, das Gefühl sie beseelt eine solche und solche zu seyn."⁴ Neuere Historiker pointieren, was Humboldt erfahrungsnah umschreibt, und sprechen von der "Erfindung der Nation" (Anderson, 1988).

Die beiden Fragen, auf die ich eine Antwort suche, lauten:

- 1 Ist es zwingend, zwischen den einzelnen Menschen und der Menschheit als deren Gesamtheit, auf einer - wie Humboldt sagt - "Mittelstufe", eine mittlere soziale Größe anzunehmen?
- 2 Stellt die *Nation* die Form bereit, in der diese Größe Gestalt gewinnt?

2. Humboldts Antwort: Sprachnationen

Zu den wenigen - tendentiell - selbstversorgten Definitionen in Humboldts Texten, gehört diese:

"Eine Nation (...) ist eine durch eine bestimmte Sprache charakterisierte geistige Form der Menschheit, in Beziehung auf idealische Totalitaet individualisiert."⁵

Vier Aussagen lassen sich in dieser Definition unterscheiden:

- 1 Eine Nation ist eine geistige Form der Menschheit.

- 2 Diese geistige Form hat ihre Eigenart in einer bestimmten Einzelsprache.
- 3 Die Menschheit wird als idealische Totalität aufgefaßt.
- 4 Die jeweilige Nation als geistige Form ist das Ergebnis einer Individualisierung der idealischen Totalität.

Zu 1: Eine Nation ist eine geistige Form der Menschheit

Eine Nation ist für uns, davon gehe ich aus, zuerst und vor allem eine bestimmte Form der Vereinigung von Menschen. Läßt sich von diesem soziologischen Verständnis der Nation eine Brücke schlagen zu Humboldts "geistiger Form"? Sehen wir zu! Humboldt spricht von einer geistigen Form der *Menschheit*. Verwenden wir, wie vorgeschlagen, das Wort "Menschheit" auf eine solche Weise, daß die Aufgabe, für die faktische Gesamtheit der Menschen eine Form zu finden, in den Vordergrund rückt, so steht der Brückenschlag in Aussicht: Nationen sind Formen, in denen Menschheit Gestalt gewinnt. Daß Humboldt sie als geistige Form bestimmt, mag zunächst unbeachtet bleiben. Es genügt festzuhalten: Nationen sind Formen, in denen sich das Menschengeschlecht zur Menschheit bildet.

Zu 2: Diese geistige Form hat ihre Eigenart in einer bestimmten Einzelsprache

Die zweite Aussage in Humboldts Nationen-Definition behauptet die Identität von Sprache und Nation. Nation ist Sprachnation. Von einer Identität aber, davon gehe ich aus, würden wir nicht reden und auch nicht reden wollen. Daß eine gemeinsame Sprache als ein Merkmal unter anderen eine Nation ausmachen könne, aber nicht müsse, scheint die *opinio communis* zu sein. Wieder stellt sich die Frage, ob sich von diesem Alltagsverständnis von Sprache und Nation eine Brücke schlagen läßt zu Humboldts befremdlicher Behauptung, die mit geschichtlichen Tatsachen keineswegs immer, niemals aber ohne Einschränkungen übereinstimmt.

Wir müssen also prüfen, wie diese zweite Aussage in Humboldts Definition zu verstehen ist; wir müssen aber auch prüfen, mit welchen Suchbildern wir unsere Augen auf Humboldts Text richten. Das Suchbild, das wir uns, wenn wir das Wort "Sprachnation" hören, ohne humboldtphilologische Anstrengung bilden mögen, könnte von folgenden Merkmalen und Parolen bestimmt sein:

Innerhalb einer Nation verkehren alle Menschen nur in einundderselben Sprache. Dieser Feststellung folgen möglicherweise zwei Imperative: Alle Menschen gleicher Zunge sollen eine Staatsnation bilden. Nur Menschen gleicher Zunge bilden eine Staatsnation.

Diese Merkmals- und Parolengruppe wird im Blick auf die neuzeitliche Geschichte Gegenstand kritischer Reflexion. Diese läßt sich so pointieren: Es kommt darauf an, *was* wir denken und *wie* wir miteinander umgehen, nicht darauf, *in welcher* Sprache wir das tun. Unvermerkt wird die Behältnis-Vorstellung von Sprache Teil des Suchbildes.

Mit diesem Suchbild kommen wir kaum in Humboldts Definition hinein. Gelingt uns dies dennoch, weil wir beharrlich sind, so halten wir es in ihr nicht aus. Was tun? Entweder wir ignorieren sie, da sie sich nicht unserem Suchbild anbequemt, oder wir überprüfen das Suchbild. Tun wir letzteres, so erweist sich, daß unser Suchbild den

Texten Humboldts nicht adäquat ist; und dies in zweifacher Hinsicht: (1.) Es wird dem *status* nicht gerecht, den die Definition in Humboldts Sprachdenken hat. Diese faßt nämlich, insofern es um den Menschen im Plural geht, zusammen, was Humboldts anthropologische Grundlegung seiner Analysen menschlicher Sprachlichkeit genannt werden kann. Sie hat nicht den *status* einer handlungsanleitenden Maxime. (2.) Das Suchbild enthält eine Vorstellung von Sprache, die mit derjenigen Humboldts nichts gemein hat. - Das doppelt Inadäquate des Suchbildes läßt sich gleichnishaft so festhalten: Wer Ausblicke über sein Umfeld sucht, um zu entscheiden, wohin er seine Füße wenden will, sucht sie - die Ausblicke - nicht im Keller auf den Fundamenten des Hauses. Und : Wer eine Raspel sucht, stellt sich nicht vor, wo ein Hobel sein könnte.

Auf welchem Grund errichtet Humboldt sein vielgeschossiges Denkgebäude vom Sprachwesen Mensch? Auf einer metaphysisch anmutenden Annahme, die in der dritten Aussage der Definition ausgedrückt ist.

Zu 3: Die Menschheit wird als idealische Totalität aufgefaßt

Ausdrücklich unterscheidet Humboldt seinen Begriff der Menschheit als "idealische Totalitaet" von einem nur klassifikatorischen Begriff des Menschengeschlechts, der alle Menschen zu einer Gattung zusammenfaßt. Die "innere Verwandtschaft des Menschengeschlechts" beruhe in letzterer Sichtweise "nur auf der Einheit der Idee", sie sei als ein Begriff, der vom Betrachter dem, was begriffen werden soll, von außen zugeschrieben wird, ein Produkt des Verstandes. In solch kognitiver Konstruktion - wie wir heute sagen - aber werde ein Fundament gelegt, auf dem die Sprachlichkeit des Menschen "verkannt", nur "scheinbar erklärt" und "unrichtig gewürdigt" werden könne. Dagegen gründet sein Begriff von der "idealischen Totalitaet" in der "Einheit des Wesens der Menschheit".

Wird mit der Rede vom "Wesen des Menschengeschlechts" nicht ein Rückfall in die Metaphysik eingeleitet? Humboldt ist sich bewußt, daß ihn dieser schwerwiegende Einwand treffen kann. Darum, so sagt er, "spreche ich dies lieber in dem Tone innerer Überzeugung, als mit der Zuversicht allgemeiner Behauptung aus" und verweist auf die *kritische* Funktion einer solchen metaphysischen Spekulation: Man gewinne mit ihr viel, wenn man sie "in der Form geahndeter Möglichkeit als warnende stehen" ließe und sich nicht in der gegenteiligen Auffassung verschließe.⁶ - Wie aber gelangt Humboldt von der idealischen Totalität der Menschheit wieder zum einzelnen Menschen zurück, zum Menschen als Person? Die vierte Aussage in der Definition gibt die Antwort:

Zu 4: Die jeweilige Nation als geistige Form ist das Ergebnis einer Individualisierung der idealischen Totalität

Diese Antwort kommt überraschend; denn nicht von Personen, sondern von Nationen ist in dieser Aussage die Rede. Das Problem löst sich, wenn wir prüfen, wie Humboldt die Ausdrücke "Individualisierung" und "Individualität" gebraucht. Zunächst zum ersteren Ausdruck.

Die Individualisierung idealischer Totalität führt Humboldt bildlich als

Zerspalten und *Zerschlagen* ein: Das Menschengeschlecht ist für ihn ein in zahllose Individuen *zerspaltenes*. Die innere Verwandtschaft dieser Individuen erwächst aus der *Wesenseinheit* des Menschengeschlechts.⁷ Der Einzelne selbst ist somit "ein abgerissenes Bruchstück seines Geschlechts"⁸. Der Akt des Individualisierens "zerschlägt, aber auf so wunderbare Weise, dass sie (die Individualisierung - H.I.) gerade durch die Trennung das Gefühl der Einheit weckt, ja als ein Mittel erscheint, diese wenigstens in der Idee herzustellen."⁹ Die Geschichte, in der sich dieses *Zerschlagen* vollzieht und in den Menschen die Ahnung, ja eine innere Überzeugung weckt, "dass das Menschengeschlecht, trotz aller Trennung, aller Verschiedenheit, dennoch in seinem Urwesen und seiner letzten Bestimmung unzertrennlich und eins ist"¹⁰, ist ihm kein Prozeß, der, an sein Ziel gelangend, zum Stillstand kommen könnte. Vielmehr gilt, weil die so verstandene Individualität "an die Spitze der Erklärung aller menschlichen Zustände"¹¹ gesetzt ist, daß ein solcher Stillstand selbst als nur gedachter ganz und gar unakzeptabel ist.

Drei Anmerkungen zum Verständnis dieser Sätze Humboldts möchte ich schon an dieser Stelle einfügen. Erstens: Unübersehbar ist, schon wegen der Wortwahl (*zerspalten*, *zerschlagen*, *abgerissenes Bruchstück*), daß sich Humboldt mythologischer Vorstellungen bedient. Zweitens: In Formulierungen wie "Ohne die reelle Kraft, die bestimmte Individualität an die Spitze der Erklärungen aller menschlichen Zustände zu setzen, verliert man sich in hohle und leere Ideen" lassen sich kritische Verweise auf geschichtsphilosophische Spekulationen im Umkreis des deutschen Idealismus erkennen. Möglicherweise hat das Erste mit dem Zweiten zu tun, insofern sich Humboldt gegen die "bloss aus logischen und diskursiven Begriffen" geschöpfte Geschichtsspekulation wendet und darauf insistiert, die Richtung des geistigen Strebens "aus der Tiefe des inneren Gefühls" zu finden¹². Drittens: Die innere Überzeugung, "dass das Menschengeschlecht, trotz aller Trennung, aller Verschiedenheit, dennoch in seinem Urwesen und seiner letzten Bestimmung unzertrennlich und eins ist" wird gegenwärtig von uns mitgedacht und mitgeföhlt, wenn emphatisch von Menschenrechten die Rede ist.

Das Wort "Individualität" verwendet Humboldt in einem strikten und in einem übertragenen Sinn. Auf diesen Unterschied zu achten, darf es "zur scharfen Begränzung der Begriffe nicht fehlen". So ist die "Individualität einer Sprache (...) auch nur vergleichsweise eine solche (...), die wahre Individualität liegt nur im jedesmal Sprechenden."¹³ Worauf richtet Humboldt mit solchen Selbstkommentaren unsere Aufmerksamkeit? Darauf, daß der einzelnen Sprache und somit auch der einzelnen Nation Individualität nicht wirklich zukomme? Vielleicht nur ein bißchen Individualität? Oder vielleicht etwas, das einer solchen ähnelt, ohne es zu sein? Solche ontologisierenden Formulierungen treffen kaum Humboldts Text. In einem Klammerausdruck findet sich ein Hinweis versteckt, der klärt, was den nicht-metaphorischen, den strikten Gebrauch eines Wortes ausmacht: nämlich, es zu gebrauchen, "wie man das Wort gewöhnlich nimmt"¹⁴. Vom eingelebten Gebrauch des Wortes, vom *usus*, führt der Weg über die vergleichende Rede, über die Metapher, zu neuen Einsichten. Die Sprachen, so hat es Humboldt in seiner ersten Akademie-Rede gesagt, sind nicht eigentlich Mittel, "die schon entdeckte Wahrheit

darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken.”¹⁵ Die neu erkannte Wahrheit lautet: “Die Individualitaet und die Nationalitaet (...) sind die beiden grossen intellektuellen Formen, in denen die steigende und sinkende Bildung der Menschheit fortschreitet.”¹⁶ Die Nationalität ist auf einer Mittelstufe zwischen Person und Menschheit nach Art der Individualität von Personen vorzustellen und zu denken, also so, wie sie Personen zukommt; denn sie teilt mit ihnen die Eigenschaft, daß sich aus ihr keine “neuen Gattungsbegriffe” bilden lassen.¹⁷

Humboldt bejaht also - das hat der Kommentar zu seiner kompakten Definition ergeben - die Frage, ob es notwendig sei, eine Mittelstufe zwischen Person und Menschheit anzunehmen, und er bejaht ebenso die Frage, ob die Nation die Form bereitstelle, in der diese Größe Gestalt gewinnen könne. Die Kennzeichnung der Nation in Humboldts Antwort als Sprachnation hebt hervor, daß für Humboldt eine einzelne Nation in ihrer Sprache die Eigenart gewinnt, eine geistige Form der Menschheit zu werden und zu sein.

Wie verhält sich diese metaphysiknahe Charakterisierung der Mittelstufe Nation zu dem, was wir geschichtsgesättigt Nation nennen? Humboldt antwortet eindeutig: Mit der Kennzeichnung der Nationen als geistige Formen der Menschheit soll nicht “ihr reales, irdisches Treiben” aus dem Blick geraten. Vielmehr muß, nachdem sie so definiert ist, deutlich werden, daß sie “geistige Kräfte in irdischer, zeitbedingter Erscheinung” sind.¹⁸ Wird dem Rechnung getragen, so lautet die Definition: Eine Nation ist “ein solcher Theil der Menschheit, auf welchen so in sich gleichartige und bestimmt von andren verschiedene Ursachen einwirken, dass sich ihm dadurch eine eigenthümliche Denk-, Empfindungs- und Handlungsweise anbildet.”¹⁹

Aufgrund historischer Analysen gelangt Humboldt zu drei wichtigen Erläuterungen, das Wort *Nation* im Sinne von *geistige Form der Menschheit* zu gebrauchen:

- Nation als geistige Form der Menschheit ist auch ein *relativer* Begriff, insofern es “Sphären der Eigenthümlichkeit” gibt, an denen Nationen in unterschiedlicher Weise teilhaben²⁰ und sich so in unterschiedlichen Hinsichten näher oder ferner sein können.
- Nationen haben ihre Geschichte. Diese zeigt: “Auch Nationen gehen allmählich in einander über”²¹. “Insofern leidet der Grundsatz der Identität der Nationen und Sprachen, so richtig er an sich ist, grosse Schwierigkeiten in der Anwendung, und erfordert fernere Erläuterung.”²²
- “Civilisation und Cultur heben die grellen Contraste der Völker allmählich auf, und noch mehr gelingt das Streben nach allgemeinerer sittlicher Form der tiefer eindringenden, edleren Bildung. Damit stimmen auch die Fortschritte der Wissenschaft und Kunst überein, die immer mehr nach allgemeineren, von nationellen Ansichten entfesselten Idealen streben.”²³ Es gibt also Tendenzen innerhalb der Kulturen von solchen Nationen, die Humboldt “hochgebildet”²⁴, weil “sprachverständlich”²⁵, nennt, die “scheidende Gränze immer feiner, und daher immer weniger trennend zu machen.” “Das Bewahren der Nationalitaet ist nur dann wahrhaft achtungswürdig”, wenn es in solcher Offenheit geschieht.²⁶

“Eine Nation in diesem Sinne ist eine durch eine bestimmte Sprache charakterisierte geistige Form der Menschheit, in Beziehung auf idealische Totalität individualisiert.”

so charakterisieren: Sie bestimmt die Aufgabe des Menschengeschlechts, sich zu einer Menschheit zu bilden, als eine, die nur plural gelingen kann. Darum gilt der Grundsatz: Das allen Menschen Gemeinsame kann “doch nur in verschiedenem Geiste errungen werden.” Denn: Die “Mannigfaltigkeit, in welcher sich die menschliche Eigenthümlichkeit (...) auszusprechen vermag, geht ins Unendliche.²⁷ Nationalität als intellektuelle Form, “in welcher die steigende und sinkende Bildung der Menschheit fortschreitet”²⁸, sichert, daß, was allen Menschen gemeinsam ist, auch in verschiedenem Geiste angestrebt werden kann. Sie bewahrt uns - das sei schon im Vorgriff an dieser Stelle gesagt - davor, Pluralität als eine *conditio humana* denkend einfach zu überspringen, sie im Denken zu ignorieren.

Meine kommentierenden Sätze zur Humboldts Nationen-Definition haben bislang unbeachtet gelassen, wie Humboldt die Bestimmung der Nation als “geistige Form des Menschengeschlechts” in seinen historischen Analysen von Nationen, so wie sie uns in ihrem realen und irdischen Treiben begegnen (und da geht es bekanntlich nicht nur hoch und hehr zu), zur Geltung bringt. Zugespitzt gefragt: Hat das eine überhaupt mit dem anderen zu tun? Ich schlage vor, in Humboldts Texten zwei parallel geführte Denkwege anzunehmen, auf denen die jeweils formulierten Probleme gleichzeitig und in Blicknähe von verschiedenen Sehepunkten her dargestellt und erörtert werden. Die einläßliche Analyse dieser parallel geführten Denkwege erfordert eine eigene Darstellung. Hier sei nur eine Frage aufgegriffen: Läßt sich in Humboldts Sprachdenken etwas Verlässliches darüber finden, wie die Nation als die mittlere Größe zwischen Personen einerseits und dem Menschengeschlecht andererseits gemessen werden sollte? Also: Wie groß muß sie mindestens, wie groß darf sie höchstens sein? Und: Warum sollen diese Maße gelten? Die Antworten auf diese Fragen sind wichtig, weil sie Aufschlüsse darüber geben, warum die Menschen sich auf dieser Erde nicht einfach zu einer einzigen Menschheit zusammenschließen, eine Weltregierung bilden und sich zur Verständigung untereinander nur einer einzigen Sprache bedienen. Schärfer und genauer formuliert: Die Antworten lassen Aufschlüsse darüber erwarten, warum es widersinnig ist, solches anzustreben oder auch nur zu wünschen.

Humboldt betont, daß sich nichts definitiv Numerisches zu der Größe der Nation sagen läßt. Aber er stellt doch Grundsätze vor, die die Richtung angeben, in der die Größenbestimmung gesucht werden soll. Ausgangspunkt ist die Definition der Bedingungen zur Sprachentstehung (und, da die einzelne Sprache die geistige Form einer Nation ist, auch zur Entstehung einer Nation): “Nur aus einer hinreichenden Mannigfaltigkeit verschiedener, und doch nach Gemeinsamkeit strebender Denk- und Empfindungsweisen” können Sprachen hervorgehen.²⁹ Die Mannigfaltigkeit

innerhalb einer Sozietät ist hinreichend, wenn die Einzelnen im Umgang mit ihresgleichen angeregt (Humboldt: "angereizt" und "begeistert") werden, sich der Wahrheit, die immer nur zwischen den Individualitäten liegt, zu nähern. Regt sie dazu nicht an, dann bietet sie, weil zu klein und zu uniform, keine Voraussetzungen für die Entstehung einer Sprache. Ist aber die Mannigfaltigkeit innerhalb eines "Menschenhaufens" ("der Begriff der Nation als der eines auf bestimmte Weise sprachbildenden Menschenhaufens"³⁰) so immens, daß sich Gemeinsamkeit nicht bilden kann, dann ist der "Menschenhaufen" für die Entstehung einer Sprache zu groß und zu disparat. Letztere Bedingungen erweisen sich immer dann als gegeben, wenn die Bildung des Menschengeschlechts zur einen Menschheit auf der *dirretissima*, also ohne Mittelstufe, gesucht wird.

Dieser Maßstab findet sich im Hinblick auf die Entwicklungsphasen, in denen Sprachen ihren Charakter ausbilden, sprachtheoretisch expliziert:

"Aber die Sprache im Allgemeinen, die ganze menschliche als Eine genommen, und jede einzelne (...) gewinnen, je grösser die Masse der Gegenstände der in Sprache verwandelten Welt, wird, und je vielfacher die in gemeinsames Verständnis tretenden Individualitäten (...) sind."³¹

Die Mannigfaltigkeit erzeugt sich im Referieren auf Welt und im Alterisieren mit Personen, den beiden Konstituenten menschlichen Sprechens. Wenn sich Welt in so zahlreichen und so verschiedenen Menschen eines Menschenhaufens spiegelt, daß sich die Individuen, die in ein gemeinsames Verständnis treten wollen, die Fülle der Spiegelungen nicht aneignen und sich auch nicht sozial kohärent untereinander verbinden können, dann wird aus diesem "Menschenhaufen" keine Nation, weil sich der Welt-Stoff nicht zu einer geistigen Form der Menschheit hat bilden lassen. Suchen wir nach den allgemeinsten Gründen für solches Nicht-Gelingen, so werden wir zur Analyse der Bedingungen menschlicher Existenz angeregt, die als kontingente Bedingungen dem unendlichen Streben des *homo sapiens* Grenzen setzen. Die "Mittelstufe" brauchen wir Menschen, weil wir, so hell unsere kulturellen Leistungen leuchten, gebrechliche Wesen sind. Nationalität als intellektuelle Form, in der sich das Menschengeschlechts überhaupt erst bilden kann, ist eine Antwort auf diese *conditiones humanae*. Humboldt hat in dieser Antwort das zentrale Thema seines Konzepts vom vergleichenden Sprachstudium gesehen:

"Das vergleichende Sprachstudium, die genaue Ergründung der Mannigfaltigkeit, in welcher zahllose Völker dieselbe in sie, als Menschen gelegte Aufgabe der Sprachbildung lösen, verliert alles höhere Interesse, wenn sie sich nicht an den Punkt anschliesst, in welchem die Sprache mit der Gestaltung der nationalen Geisteskraft zusammenhängt."³²

Humboldts Konzept eines "vergleichenden Sprachstudiums" stellt die Kategorien zur Verfügung, in denen die Aufgabe, nachwachsende Generationen mit der Welt, auf die sie treffen, vertraut zu machen, gegenwartsbezogen begriffen werden kann, also

unter Pluralitätsbedingungen - ohne die Halteseile von Traditionen in Anspruch zu nehmen.

Meine abschließenden Überlegungen gelten Humboldts Argumentation, seinen Begriff Nation als Mittelstufe in der europäischen Geschichte zu situieren, und sie gelten seinen Analysen menschlicher Existenz, die seiner Auslegung der menschlichen Sprachlichkeit inhärent sind.

3. Eine europäische Anmerkung zur "Bildung des Menschengeschlechts": Pax ratione locutionis

Die Anmerkung, von der die Rede sein soll, findet sich in den Theorien zur Volkssprachlichkeit formuliert, die jenen Prozeß begleitet haben, in dem vernaculäre Sprachen Europas zu Schriftsprachen geformt, zu bestimmenden Merkmalen unterschiedlicher Kulturen promoviert und als geistige Formen der Menschheit verstanden und ausgelegt worden sind. Charakteristisch für die europäische Anmerkung zur Bildung des Menschengeschlechts ist es, daß die Einheit der Menschheit nun von den Besonderheiten der nationalen Kulturen her in den Blick kommt und darum erst im Austausch der nationalen Kulturen Gestalt gewinnen kann. Ich spreche - verkleinernd - von einer europäischen *Anmerkung*, um eurozentriert gespeiste Überlegenheitsgefühle erst gar nicht aufkommen zu lassen.

In Dante Alighieris Schriften "De vulgari eloquentia", "Il Convivio" und "Monarchia" aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts lassen sich die theoretischen Anstrengungen zur Ausgestaltung der europäischen Volkssprachlichkeit studieren; in Humboldts Schriften aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die zu einer Zwischenbilanz dieser theoretischen Verdeutlichung abendländischer Sprachentwicklung.

Ein zentrales Thema dieser linguistischen und menscheitsgeschichtlichen Denkbewegung läßt sich von zwei Aufgaben her umschreiben, an denen sich das Spezifische der europäischen Anmerkung ablesen läßt: Die Verhältnisbestimmung von Einheit und Vielfalt (von "Identität" und "Differenz") einerseits und der Klärung, welches Regulativ die Vielfalt zu einem einträchtigen Miteinander zu bestimmen vermag, andererseits.

Der Grundsatz, von dem her Humboldt das Thema angeht, ist von mir schon auszugsweise vorgestellt worden. Jetzt sei er vollständig zitiert:

"Wenn aber das Gleiche gesucht wird, kann es doch nur in verschiedenem Geiste errungen werden, und die Mannigfaltigkeit, in welcher sich die menschliche Eigenthümlichkeit, ohne fehlerhafte Einseitigkeit, auszusprechen vermag, geht ins Unendliche."³³

Dante Alighieri bestimmt in seiner Schrift "Monarchia" diesen Grundsatz so: "Das Äußerste an Möglichkeit der Menschheit" (*ultimum de potentia ipsius humanitatis*) ist das "vernünftige Vermögen" oder die "vernünftige Kraft" (*potentia sive virtus*

intellectiva). Von ihr gilt:

“Weil dieses Vermögen weder durch einen einzigen Menschen noch durch eine der oben unterschiedenen, besonderen Gemeinschaften auf einmal gänzlich verwirklicht werden kann, ist es notwendig, daß es in der menschlichen Gattung eine Vielfalt gibt, durch welche dieses ganze Vermögen verwirklicht wird.”³⁴

“Et quia potentia ista per unum hominem seu per aliquam particularium comunitatum superius distinctarum tota simul in actum reduci non potest, necesse est multitudinem esse in humano genere, per quam quidem tota potentia hec actuetur.”

Es ist offenkundig, daß in diesen Sätzen ein uns allen bekanntes und geläufiges Phänomen der neuzeitlichen Geschichte Europas aufscheint, ein Denken nämlich, das vom Subjekt ausgeht und das in dem Descartes zugeschriebenen Satz “cogito, ergo sum” wirkungsgeschichtlich faßbar ist. Die Theorie der Volkssprachlichkeit wird in diesem subjektorientierten Denkraum entworfen. Ihre Besonderheit aber ist es, daß sie ihren Ansatz nicht nur von der Individualität der einzelnen Personen bzw. der menschlichen Gattung her formuliert, sondern auch, und das mit deutlichem Akzent, vom Verständnis des Menschen her als ζῶον πολιτικόν. Die griechische Formulierung steht hier im Gegensatz zur lateinischen Übertragung *ens sociale*, um die Aufgebeinheit der “Mittelstufe” zu unterstreichen.

Die Differenz zwischen Dantes Anfang und Humboldts Zwischenbilanz besteht in der Auffassung vom Regulativ. Dante sucht das Regulativ in der Erneuerung des Römischen Imperiums: “Auf diese Weise ist klar, daß für das Wohl der Welt eine Monarchie oder ein Imperium notwendig ist.”³⁵ Humboldt dagegen setzt auf das “Ineinanderwirken hochgebildeter Nationen.” Denn “die Sprachen trennen allerdings die Nationen, aber nur um sie auf eine tiefere und schönere Weise wieder inniger zu verbinden.” Daß eine solche Verbindung ihre eigenen Voraussetzungen hat, daß sie erst gelernt werden muß, daß sie also im Menschen natürlicherweise nicht angelegt ist, macht Humboldt mit einem Vergleich deutlich: Die Sprachen “gleichen darin den Meeren, die anfangs furchtsam an den Küsten umschiffte, die länderverbindendsten Strassen geworden sind.”³⁶ Der Friede, der sich so oder so herstellt, ist im Denken Dantes noch einer nach Art der *Pax Romana* (heute: *Pax Americana*), für Humboldt dagegen einer, der der Logik der Rede folgt, er ist *Pax ratione locutionis*.

Daß diese europäische Anmerkung zur Bildung des Menschengeschlechts möglich wurde, war aber von vielerlei Voraussetzungen abhängig. Sie ist nicht aufgrund absichtsvoller Planung zustande gekommen, sondern ist aus - sozusagen - blinden Konstellationen entstanden. Humboldt beschreibt diese Konstellation - die Menschenhaufen der Völkerwanderung einerseits und das untergehende Römische Reich, das diese beerben, andererseits - zusammenfassend so:

“Die Erscheinung des gleichzeitigen Bestehens der Literaturen mehrerer

hochgebildeter Nationen neben einander war erst der neueren Zeit aufbehalten, und wurde Jahrhunderte lang durch welthistorische Begebenheiten vorbereitet. Die Nationen mussten erst enge religiöse, politische und sittliche Verbindungen eingehen, sie mussten, ihnen vom Alterthum überliefert, ein allgemeines Sprachverbindungsmittel besitzen, endlich, grösstentheils durch dieses und die Werke der Alten belehrt, geübt und ermuthigt, sich von diesem selbst, als von einer einengenden Fessel losmachen, und es nur beschränktem, willkürlichem Gebrauch vorbehalten. Das Verlassen einer todten Sprache im wissenschaftlichen und literarischen Gebrauch ist unstreitig der wichtigste Schritt im Entwicklungsgange der Sprachen zu nennen.³⁷

Diese - wie man wohl sagen kann - *Magna Charta* europäischer Volkssprachlichkeit macht unmißverständlich klar, daß es, um das länderverbindende Meer befahren zu lernen, vieler Gemeinsamkeiten bedurfte; daß für die Ausbildung dieser Gemeinsamkeiten eine Lehr- und Schulzeit (eine *Scholastik*) nötig war; daß in der Lehr- und Schulzeit kein Lernender einen anderen hat dominieren dürfen; daß schließlich die Befreiung aus einengender Fessel "unblutig" (also ohne Vätermord) hat von statten gehen können, weil die Belehrung, die Übung, die Ermutigung in einer bereits untergegangenen Kultur gesucht wurde. Die europäische Anmerkung zur Bildung des Menschengeschlechts ist also an kontingente menscheitsgeschichtliche Bedingungen geknüpft, die ein Denken befördert haben, das plural ist, ohne indifferent zu sein.

Freilich: Wir dürfen uns nicht uneingeschränkt rühmen, das Meer als die länderverbindendste Straße schon wirklich nutzen zu können.

4. *Conditiones humanae*

Weil wir *gebrechliche* Wesen seien, so habe ich es im zweiten Teil meines Vortrags formuliert (S. 11), bedürften wir Menschen einer Mittelstufe, um zur Eineit der Menschheit zu gelangen. Der Ausdruck "gebrechliche Wesen" muß in einem Umfeld nüchterner Textanalyse befremdlich pastoral klingen. Er bringt aber in seinem erbaulichen Hof, in dem er schwebt, auf den Punkt, worauf alle Analysen menschlicher Existenzbedingungen immer auch hinauslaufen. Ohne emotionale Erlebnisresonanz ist dann von Kontingenz die Rede, also davon, daß uns unser Dasein nicht notwendigerweise zukommt. Wir existieren nur bedingt. In der Analyse der Bedingungen, also der *conditiones humanae*, wird offenkundig, was Kontingenz im einzelnen für uns bedeutet.

Was solche Analysen zeigen, scheint uns allen selbstverständlich: Daß unsere Leben einen zeitlichen Anfang und ein zeitliches Ende habe, zum Beispiel. Aber möglicherweise ist dies nicht mehr als ein krudes Wissen um die Faktizität eines Anfangs und eines Endes; noch ohne Auslegung, was uns Gebürtlichkeit und Sterblichkeit bedeutet. Schon unser Sprachgebrauch zeigt das an; denn

“Gebürtlichkeit” ist im Gegensatz zu “Sterblichkeit” ein wenig geläufiger Ausdruck. Was alles ist zu den Bedingungen menschlicher Existenz zu zählen? Ich bin nicht in der Lage, weder hier noch überhaupt, eine Skizze der Bedingungen menschlichen Dasein zu entwerfen. Darum stelle ich die Liste der *conditiones humanae* vor, wie sie sich bei Hannah Arendt findet. Sie nennt sechs solcher Bedingungen: “Das Leben selbst, die Erde, Natalität, Mortalität, Weltlichkeit und Pluralität.” (Arendt, 1981:18).

Die ersten vier lassen sich unter einem übergeordneten Gesichtspunkt zusammenfassen: Sie bedingen, daß das menschliche Dasein ein begrenztes ist, raum-zeitlich begrenzt und im Hinblick auf den Modus menschlichen Lebens, insofern es in jedem Augenblick zu Ende gehen kann. Die beiden letzten Bedingungen in dieser Liste, Weltlichkeit und Pluralität, markieren eine Differenz zu anderen Lebewesen: Menschen werden nicht in eine artspezifische Umwelt hineingeboren, sondern sind weltoffen, können und müssen sich ihre Welt, ihre Menschenwelt, samt ihrer eigenen Rolle darin schaffen und bestimmen. Und da Welt als Menschenwelt nur zwischen den Personen sein kann, jeder Person aber eine eigene “Weltansicht” zukommt, ist Pluralität eine *conditio humana*.

Pluralität ist also kein Phänomen, das sich erst als Folge des neuzeitlichen Traditionsbruches einstellt. Der historische Tatbestand des Traditionsbruches macht vielmehr auf eine erschreckende Weise deutlich, welch immense Schwierigkeiten Pluralität uns bereitet, nachdem wir, mit guten Gründen, nicht mehr bereit sind, traditionsgeleitete Orientierung als Antwort auf diese *conditio humana* gelten zu lassen.

Immense Schwierigkeiten? Auf sie hat Humboldt mit seinem Vergleich der völkertrennenden und völkerverbindenden Sprachen mit der Schifffahrt auf offenem Meer verwiesen, auf die Schwierigkeiten, Frieden nach der Logik der Sprachen, nicht nach der Logik der Waffen und - wie wir aktualisieren müssen - auch nicht nach der frei floatender Finanzmärkte zu stiften.

Allemaal setzt solche Friedensstiftung nach Art der Logik der Rede einen Vorrat an Gemeinsamkeiten voraus,

- aus dem wir die Antriebe gewinnen, den Bestrebungen unseres Willens eine gemeinsame Richtung zu geben;
- aus dem wir uns zu Einschätzungsurteilen anregen lassen können, mit welchen Widerständen zu rechnen ist;
- aus dem wir die Muster beziehen, das Verstehen zu lernen, nämlich die eigene und die fremde Sprachform gleichzeitig bewußt zu halten.

Dies alles, die Willensformung, die seinstreuen Urteile, die Verstehenskunst, wird nicht in einem einzigen Menschenleben, das nach dem Worte des Psalmisten (90.10) siebzig Jahre währt, erfunden, differenziert und angewendet. Da wird vielmehr ein in sich geordneter, wohlgepflegter, gut zugänglicher und vor dem Ansturm stets neu einsetzenden Lebens geschützter Thesaurus hilfreich und unersätzlich sein. Die Nationen, insofern sie geistige Formen der Menschheit sind, halten solche bereit.

Die immensen Schwierigkeiten, die uns Pluralität nach dem neuzeitlichen Traditionsbruch bereitet? - Noch immer intonieren wir die Morgenlieder gegen die geschlossenen Weltbilder und ihrer Gesellschaftsformation, getragen vom Pathos des

Aufbruchs ins Reich der Freiheit. Als ob es da noch viel zu stoßen gäbe. Der Verdacht drängt sich auf, daß wir uns mit solcherart Pathos, inzwischen modisch locker gestylt, über die immensen Schwierigkeiten hinwegsetzen, die die Orientierungskrisen bereiten - und die uns ohne Ariadnefaden finden. Zeit also zu lernen: Mit dem Konsens pfleglich umzugehen.

Pfleglicher Umgang setzt Wissen voraus, wie es um die menschlichen Angelegenheiten bestellt ist. Konsens als eine menschliche Angelegenheit

- ist das Ergebnis eines kulturellen Prozesses, in dem sich kollektive Identitäten bilden;
- hat zur Bedingung, ihn zu wollen;
- gelingt nur, wenn die unterschiedlichen Vorstellungen, was ihn ausmachen soll, akzeptiert werden.

Konsens ist also für unseren Verstand eine ganz und gar paradoxe Angelegenheit. Wir müssen ihn schon haben, um nach ihm streben zu können. Wir müssen, um mit anderen - was das Wort *con-sentire* ja wörtlich meint - zusammen und übereinstimmend wahrzunehmen, zu fühlen und zu empfinden, unsere Verschiedenheit nicht nur beachten, sondern auch achten und schätzen. Konsens als eine paradoxe Angelegenheit, die - *παρα-δοξος* - also neben dem, was wir zu wissen meinen, ihren Platz hat, bedarf der Anstrengung des Denkens. Konsens ist uns nicht in die Wiege gelegt.

Anmerkungen

1. Augustin, Bekenntnisse, XI, 14.
2. Porphyrios, Einleitung in die Kategorien. In: Aristoteles, Kategorien und Lehre vom Satz. (Organon I/II). Hamburg (Meiner) 1958.
3. Verwiesen sei auf die brillante semiotische Analyse des porphyrianischen Baumes von Umberto Eco, 1985, S. 77 ff.
4. Humboldt. S. 234.
5. Humboldt. S. 161.
6. Humboldt. S. 219 f.
7. Humboldt. S. 219 f.
8. Humboldt. S. 161.
9. Humboldt. S. 160.
10. Humboldt. S. 160.
11. Humboldt. S. 161.
12. Humboldt. S. 220.
13. Humboldt. S. 227.
14. Humboldt. S. 227.
15. Humboldt. S. 19 f.
16. Humboldt. S. 235.
17. Humboldt. S. 190.
18. Humboldt. S. 161 f.
19. Humboldt. S. 234.
20. Humboldt. S. 234.

21. Humboldt. S. 296.
22. Humboldt. S. 296.
23. Humboldt. S. 409.
24. Humboldt. S. 159.
25. Humboldt. S. 240.
26. Humboldt. S. 277.
27. Humboldt. S. 410.
28. Humboldt. S. 235.
29. Humboldt. S. 162.
30. Humboldt. S. 561.
31. Humboldt. S. 151.
32. Humboldt. S. 383.
33. Humboldt. S. 409 f.
34. Dante: *Monarchia*. I, iii. 8.
35. Dante: *Monarchia* I, v. 10.
36. Humboldt. S. 158 f.
37. Humboldt. S. 157.

Literatur

- Andersen, B. (1988). *Die Erfindung der Nation*. Frankfurt am Main: Campus.
- Arendt, H. (1981). *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München/Zürich: Fischer.
- Dante Alighieri (1989). *Monarchia*. Stuttgart.
- Eco, U. (1985). *Semiotik und Philosophie der Sprache*. München: Fink.
- Gray, John (1999). *Die falsche Verheißung. Der globale Kapitalismus und seine Folgen*. Berlin: Fest.
- Humboldt, Wilhelm von (1963). *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*. In: Werke III. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Levinas, E. (1989). *Humanismus des anderen Menschen*. Hamburg: Meiner.
- Vincent, B. (1992). *Das Jahr der Wunder*. Berlin: Wagenbach.